

Warum verändert sich die Sprache? [Schluss]

Autor(en): **Gauchat, Louis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **2 (1908)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WARUM VERÄNDERT SICH DIE SPRACHE?

(Schluss.)

Bevor ich nun zur äussern Sprache und ihrem Wandel übergehe, stelle ich noch fest, dass die Grundursache der innern Sprachentwicklung in der Assoziation gefunden wurde. Diese ist bedingt durch die menschliche Seele, ist also ihrem Wesen nach individuell. Da aber ein Ding nicht unzählige Eigenschaften hat, ist die Zahl der möglichen Assoziationen limitiert und dadurch eine Grundlage für generellen Sprachwandel geschaffen. Auch die Tatsache, dass die Vorstellungen im Gehirn in festen Verbänden aufgespeichert sind, bürgt dafür, dass die Assoziationen in bestimmten Bahnen verlaufen können, von denen wir vorläufig nur eine dunkle Ahnung haben. Ferner seien noch die folgenden Sätze festgelegt. Niemand hat je behauptet, dass der Bedeutungswandel mit einer Veränderung der Gehirns substanz zusammenhängt. Dass das Kind an Assoziationsbildungen von bleibender Wirkung einen grossen Anteil habe, geht aus bisherigen Erfahrungen nicht hervor. Wir beobachten beim Kind, besonders in der Sprachbildungsperiode, unzählige Assoziationen, aber weit aus die Mehrzahl korrigieren sich und verschwinden wieder. Wir haben auch nicht bemerkt, dass in den psychischen Sprachprozessen irgendwie von einem Streben nach Kraftersparnis, von einem Bequemlichkeitsprinzip die Rede sein kann. Wenn zum Beispiel eine sehr starke Bedeutungseinschränkung stattfindet, wie sie meinerwegen vorkommt in *sexta (hora)*, das in *siesta* das Mittagsschläfchen bedeutet oder *octava (hora)*, das im Wallis als *èytchyèva* die Zeit zum Melken bezeichnet, oder *nona (hora)*, das im neuenburgischen *nonna* das (Nach)mittagsmahl ist, so ist daran nicht die Nachlässigkeit der Redenden schuld, die einen Teil der Begriffselemente unterdrückt hätten, sondern die Einführung einer neuen Tageszeitrechnung, welche die alten Werte der Wörter *sexta*, *octava*, *nona* vergessen liess. Der Spezialbegriff, der sich durch gewohnheitsmässiges Tun mit dem Stundenordinale verbunden hatte, wurde in den Vordergrund geschoben und blieb schliesslich einzig übrig. Das Gleichgewicht der Begriffsteile war gestört worden, ein Teil wurde auf Kosten

des andern vergrössert und siegte. Das ist ein Vorgang wie das Wachstum eines Pflanzenteils, der sich besonders entwickelt. Übrigens steht der Bedeutungsverengung die ebenso häufige Begriffserweiterung gegenüber.

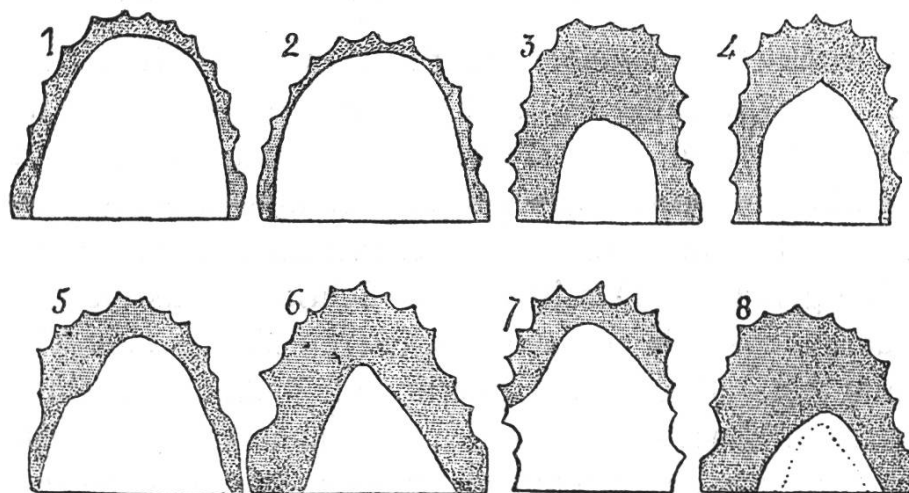
Werden wir nun in der Betrachtung des Lautwandels einen ganz andern Standpunkt einnehmen und die alten Ansichten wiederholen, dass der Lautwandel, um mit den drei letzten Punkten anzufangen, durch die physische Veränderung des Sprechapparates bedingt oder dass er eine Folge der menschlichen Bequemlichkeit sei, oder, um den moralischen Defekt dieses Wortes abzustreifen, aus dem Prinzip der Kraftersparnis hervorgehe? Werden wir dem Kinde einen grossen Eingriff in die äussere Sprachentwicklung zuschreiben? Ist die Reduktion vom lateinischen *octo* zum italienischen *otto*, *septem* zum italienischen *sette* darauf zurückzuführen, dass die Italiener eine anders geartete Zunge haben als die Römer? Ist die neuere Aussprache eine Konzession an die Nachlässigkeit? Ist diese Assimilation ein Kinderfehler, der sich auf die Erwachsenen ausdehnte? Diese Meinungen waren früher stark verbreitet und sind es noch. Es wäre aber doch ein auffallender und sonderbarer Dualismus, wenn die äussere Sprache so ganz anderen Gesetzen gehorchte als die innere Sprache. Ich kann mir nicht denken, dass die Entwicklung des begrifflichen Teils eines Wortes von den Erwachsenen und diejenige des lautlichen Teils desselben Wortes von den Kindern ausginge. Gegen die Kraftersparnis ist schon oft polemisiert worden. Dauzat hat in seiner *Méthodologie* ein treffendes Beispiel zur Entkräftung dieser Ansicht vorgebracht: dem lateinischen *quid est* entspricht französisch *qu'est-ce que c'est que cela?* (was ist es das es ist nämlich das)! Man könnte auch zitieren *au jour d'aujourd'hui = hodie* (an jenem Tage von jenem Tage von heute). Oder das schweizerische *go ga ge mälche* (gehen gehen gehen melken). Aber das sind streng genommen nicht lautliche Prozesse. Doch sehen wir auch allenthalben Diphtonge entstehen, neue Konsonanten hinzutreten. Die romanischen Sprachen haben eine merkliche Scheu vor einsilbigen Wörtern, sie ersetzen *res* durch *causa*, *vis* durch *fortia*, *spes* durch *sperrantia* etc. Wenn die französischen Wörter im Durchschnitt kürzer sind als die lateinischen, aus denen sie stammen, so haben

sie dagegen den Artikel praefigiert, was die Energieverminderung wieder teilweise illusorisch macht. Und wer vermag schliesslich zu beweisen, dass italienisch sette kürzer ist als lateinisch septem? Was wissen wir über die Atemmenge, die ein Römer auf das Wort verwandte, über die Dauer jeder einzelnen Artikulation? Wir werden im Zeitalter der Experimentalphonetik nicht unser Urteil auf eine kindliche Buchstabenzählung aufbauen wollen!

Seit Rousselot in seiner Schrift *Les modifications phonétiques du langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin* (1891) gezeigt hat, was die Apparate der Lautphysiologie in philologischer Verwendung uns zu lehren vermögen, hat die linguistische Experimentalphonetik erstaunliche Fortschritte gemacht. Das Beste und Schönste was sie getan hat, besteht darin, dass sie mit einer schweren Menge alter Vorurteile aufgeräumt hat. Ihre feinen Instrumente haben uns eine Menge von Tatsachen bewiesen, die das menschliche Ohr nicht zu hören vermag. Im äusserst wichtigen Aufsatz *Les prononciations parisiennes*, der leider, weil er in einer medizinischen Zeitschrift (*La Parole*, 1899) publiziert wurde, zu wenig Beachtung fand, zeigte uns Rousselot die modernsten Tendenzen des Französischen, zum Beispiel die beginnende Mouillierung des k-Lauts in einem Wort wie *paquet*, das zu *pakyè* wird; daneben alte Trümmer des finalen e muet, das wir längst abgetan glaubten. Die Maskulinform *bel* zum Beispiel ist nicht identisch mit der Femininform *belle*, deren l ein Stück des verschwundenen e aufbewahrt. Ein Schüler Rousselots hat ganz unerwartete nasale Klänge in italienischen Wörtern, wie zum Beispiel *aprile* nachgewiesen. Die Experimentalphonetik, trotz ihrer stolzen Entfaltung, steht erst in den Anfängen ihrer Wirksamkeit und wird noch manche Vervollkommnung ihrer Apparate, Vervielfältigung ihrer Methoden erleben. Sie hat auch vorläufig das Rätsel des Lautwandels nicht gelöst, aber sie studiert so genau wie nur möglich die physiologischen Bedingungen, unter welchen er erfolgt. Wir fühlen, dass wir dem Ziele näher rücken.

Es ist also eigentlich verfrüht, eine bestimmte Ursache der Lautentwicklung anzugeben. Aber man möge mir erlauben, anzudeuten, auf welches Resultat wir zusteuern. Ich verweise auf

drei Erfahrungen, die wir auf experimentellem Wege gewonnen haben. Was wir als einen Laut auffassen, ist in Wirklichkeit ein sehr verschiedenes Artikulationsprodukt. Was wir zum Beispiel gemeinhin als ein t empfinden, kann auf sehr verschiedener Zungenartikulation beruhen, wie folgende Tafel zeigt (nach Roussetot, Principes de phonétique expérimentale, p. 602). Die



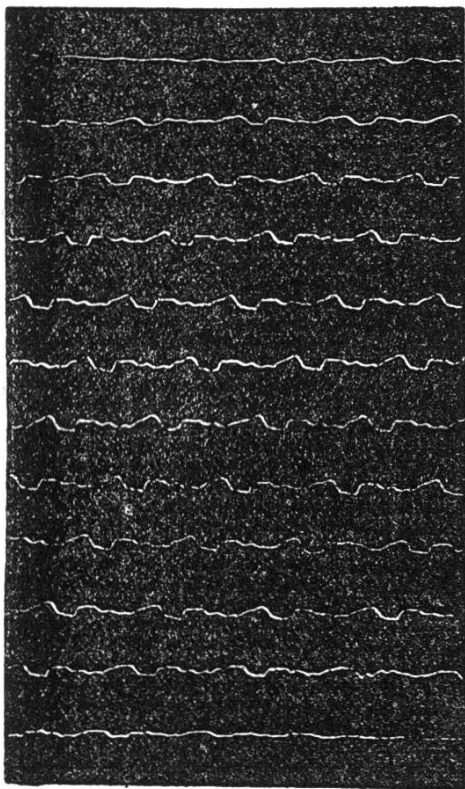
Bilder sind mit dem sogenannten künstlichen Gaumen hergestellt, einem sehr dünnen, falschen Gaumen, den der Experimentator für jede Versuchsperson extra herstellen muss. Die Zeichnung zeigt die Form des harten Gaumens, von unten gesehen. In die Ausschnitte rings herum passen die Zähne hinein. Vor dem Experiment wird der geschwärzte künstliche Gaumen mit irgend einer Masse bestrichen. Dann wird er in den Mund getan und befohlen, ein gewöhnliches t zu sprechen. Die Zunge bildet mit dem Gaumen einen charakteristischen Kontakt und wischt, wo sie berührt hat, die Masse weg. Die Berührungszone ist auf dem Bilde schwarz angegeben. Ohne ins einzelne einzutreten, mache ich darauf aufmerksam, wie verschieden der Kontakt gebildet wurde. Die Bilder stellen dar 1) das t eines Bewohners der französischen Landes, 2) der Franche-Comté, 3) von Lüttich, 4) eines Russen, 5) eines Bretagners, 6) eines Franzosen aus der Provinz Anjou, 7) eines Bewohners von Posen, 8) der Provinz Angoumois. Das t der Franche-Comté ist schon soweit vorgeschoben, dass daraus ganz leicht ein th (englische Aussprache des Wortes thing) werden könnte. Alle diese t-Varietäten, die das Ohr schlecht auseinander hält, werden also mit verschiedenen Zungenbewegungen ausge-

sprochen und haben folglich auch verschiedene Fortentwicklungsneigungen.

Ein kleines Experiment wird die Variabilität derselben Artikulation deutlicher dartun. Der Laut h verändert vollständig seine Natur, je nach dem folgenden Vokal. Man braucht nur ha, he, hi, ho, hu zu sprechen, um sich davon zu überzeugen. Das h vor i braucht nur ein wenig mit Zungenhebung gesprochen zu werden, um zu χ (ich-Laut) überzugehen. Man vergleiche aufmerksam die Wörter hier und hinten und man wird fühlen, dass der angedeutete Lautwandel in hier viel fortgeschrittener ist, als in hinten. Das kommt daher, dass das i in hier geschlossen, in hinten offen, mehr e-ähnlich ist. Dieser Fall lehrt uns zweitens, dass man mit der Bildung des i nicht wartet, bis das h verklungen ist, sondern, wo es angeht, die folgende Stellung der Organe vorausgenommen wird. Jeder nachfolgende Laut affiziert den vorhergehenden. Es kann sogar ein weiter entfernter Laut wirken, wie wir es besonders deutlich beim sogenannten Umlaut sehen. So entsteht Blueme — Blüemli, indem wegen des folgenden i das u mit der vorausgenommenen Zungenstellung des i zu ü wird. Auch ein vorhergehender Laut kann seinen Einfluss auf den folgenden ausüben. Die Laute werden nicht sorgfältig aneinandergereiht, sondern sie durchdringen sich; ein Vokal schlüpft oft ganz in einen Konsonanten hinein etc. Wir erkennen also, dass der Lautwandel assoziativen Charakter hat. Das heisst: Die Ursache des Lautwandels ist dieselbe, die wir schon als Basis der Entwicklung der innern Sprache gekennzeichnet haben.

Das dritte Argument, das ich aus der Experimentalphonetik beziehe, ist der zusammengesetzte Charakter jeden Lautes. Die Laute sind nicht die Atome, sondern die Moleküle der Sprache. Das folgende, ebenfalls den Principes von Rousselot entnommene Bild zeigt, dass die Schwingungen der Stimmbänder, zum Beispiel beim Vokal a, aus regelmässig wiederkehrenden typischen Perioden bestehen. Die weisse Kurve (Übertragung der Vibrationen des Kehlkopfs beim französischen a auf eine berusste, sich drehende Walze) der zweiten Linie ist die Fortsetzung der ersten Zeile, der dritten die Fortsetzung der zweiten Zeile etc. Das ganze Bild entspricht einem normalen a. Tritt nun während der Artikulation, zum Beispiel am Schluss des Vokals, eine leichte

Zungenhebung ein, etwa durch die folgende Artikulation veranlasst, so tritt eine Trübung des Vokals ein, ein Ansatz zur Diphthongierung.



Der Grund zum Lautwandel kann, wie beim Bedeutungswandel, in der Störung des Gleichgewichts der einzelnen Teile liegen.

Die komposite Natur der Laute und ihre gegenseitige Anpassungstendenz erzeugen eine unendliche Variabilität der Lautmechanik. Gleichwie jede Bedeutung beständig in Gefahr ist, auf dem Wege der Assoziation verschoben zu werden, so droht jedem Laut von rechts und links eine durch die Begleitumstände hervorgerufene Veränderung.

Wie vollzieht sich nun der Übergang vom Lautwandel in einem Wort zur serienweisen Veränderung? Denn

man weiss, dass zum Beispiel die Gruppe *ct* nicht nur im lateinischen *octo* italienisch zu \bar{t} wird, sondern auch in *factu* = *fatto*, *coctu* = *cotto*, *fructu* = *frutto* etc. In dialektologischen, wie in experimentalphonetischen Schriften ist oft darauf hingewiesen worden, dass der Lautwandel in einzelnen, besonders günstige Bedingungen aufweisenden, häufig gebrauchten Wörtern einsetzt. Also zum Beispiel würde zunächst hier zu χ ir, später Hieb zu χ ib etc. Es bildet sich so eine neue Artikulationsgewohnheit, die auf verwandte Fälle übertragen wird und immer weitere Kreise zieht. Das *h* vor *i* bekommt mit andern Worten eine neue Innervation, und die Übertragung ist nichts als die Mechanisierung dieser Innervation. Das geschieht natürlich alles unbewusst.

Von der innern Sprache haben wir gesehen, dass sie mit jedem Individuum neu entsteht. Das ist natürlich auch bei der äussern der Fall. Sogar das einzelne Wort als akustische Wirkung bildet sich immer neu. Sobald es verklungen ist, bleibt nichts von ihm übrig, als ein Erinnerungsbild im Gehirn des Hörenden, sowie im Gehirn des Sprechenden, der sich selber auch vernommen hat. Wiederholungen desselben Wortes sind nur durch

diese Erinnerungsbilder organisch mit einander verbunden. Also ist der Sitz des Lautwandels im Gehirn und nicht in den artikulierenden Organen: Kehlkopf, Mund etc. zu suchen. Diese sind nur die gehorsamen Diener, den Befehl gibt die Seele. Heinrich Morf hat unlängst (Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen, 1905) nachdrücklich die Psyche als das treibende Moment des Lautwandels proklamiert. Die Quelle der phonetischen Veränderung ist nach ihm der vom Affekt regierte Akzent, der zunächst kleinste Störungen der psychischen Lautbilder veranlasst. Durch ihn werden die einzelnen Teile des Wortes aus dem Gleichgewicht gebracht. Diese Lehre hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Aber ich frage mich, ob der Affekt nicht eher eine Bedingung als eine Ursache des Lautwandels ist. Wenn vulgärlateinisches *caldu* französisch zu *chaud* wird, so sind die Ursachen des Lautwechsels $c = ch$ und $l = u$ in dem Zusammentreffen eines besonders gearteten *c* mit einem besonders gearteten *a* und wiederum in der Lage des *l* zwischen *a* und *d* zu erblicken. Aber im Affekt kommt die drohende Störung schneller zum Ausbruch. Er ist eher Propagator als Motor.

Die Verwandlung eines individuellen Lautwandels zu einem generellen, einer ganzen Sprachgemeinschaft angehörenden, vollzieht sich ähnlich wie beim Bedeutungswandel. Die äusseren Bedingungen sind für die Angehörigen derselben Familie, in geringerem Masse für die Bewohner desselben Dorfes, Kantons, Landes wesentlich dieselben. Einen grossen, vielleicht sehr grossen Anteil an der Verbreitung eines Bedeutungs- oder Lautwandels hat die unbewusste und die bewusste Nachahmung.

Es gibt noch andere Ursachen des Lautwandels: so die Sprachmischung. Als die Gallier das Latein erlernten, mussten sie es mit einem fremdartigen Akzent sprechen, dessen Spuren vielleicht noch das heutige Französisch aufweist. Auch das Gemüt beeinflusst die Sprache. Man braucht nur zu hören, wie ein Kind sein dialektisches *nei(n)* ausspricht, wenn man es fragt: Bist du auch dabei gewesen? und es schmollend sein Mäulchen aufwirft, wie um zu sagen: Was denkst du auch! Durch das Schmollmäulchen wird das *e* gerundet, und wir hören *nöi*. Damit sind eine Reihe von Problemen der Lautentwicklung nur schwach angedeutet.

Bei der raschen Übersicht, die ich hier bieten wollte, musste ich mich auf das Wichtigste beschränken, das heisst auf das, was mir als die Hauptsache und als die wahrscheinlichste Lösung erscheint. Die ganze Wahrheit gehört keinem an. Eine gütige Vorsehung hat einem jeden von uns nur ein kleines Stück davon anvertraut, und nur unter der Bedingung, dass wir den Spruch Salomonis beherzigen: „Gehe zur Ameise, betrachte ihre Wege, und lerne Weisheit!“

ZÜRICH.

PROF. LOUIS GAUCHAT.



DIE ST. GALLER BAHNHOF-KONKURRENZ.

Wie unglücklich die Direktion der eidgenössischen Bauten bei der Ausschreibung von Konkurrenzen ist, und wie not es ihr täte, sich bei Zeiten von weitsichtigen Architekten beraten zu lassen, das hat wieder einmal die Konkurrenz für ein Postgebäude und einen Bahnhof in St. Gallen gezeigt. In echt engherziger bureaukratischer Weise wurden dem Preisausschreiben die Lösung der Situation und der Grundrisse durch die Baudirektion zu Grunde gelegt, offenbar unter der Annahme, bessere Lösungen seien ein Ding der Unmöglichkeit. Und es scheint, dass die architektonisch denkenden Mitglieder des Preisgerichts Mühe hatten, die ändern zu bestimmen, auch unabhängige Entwürfe wenigstens zum Ankauf zuzulassen. Und nun ist der einzige Erfolg der Konkurrenz, dass gerade mit den offiziellen Grundrissen nichts anzufangen ist. Dazu war gewiss keine Konkurrenz nötig, das wusste man ohnehin schon längst.

Was ist denn, ganz allgemein gesprochen, der Zweck eines solchen Architektur-Preisausschreibens? Doch nicht dekoratives Beiwerk an eine Fassade zu hängen? Denn eine Fassade selbst zu gegebenen Grundrissen zu entwerfen, ist absolut unmöglich; die ist ja, rein dekorative Elemente ausgenommen, schon durch diese bestimmt.